

„...wo alles dem Kommandostab des Merkur
sich beugt und folgt.“

Fürth im 19. Jahrhundert

von
Barbara Ohm

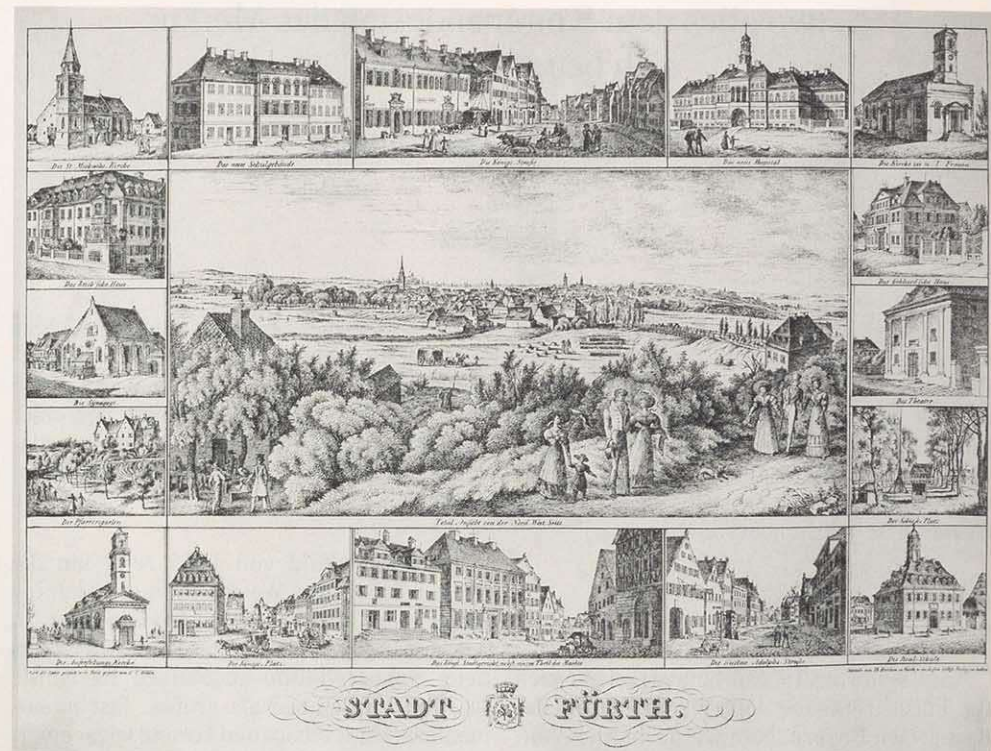
Die Entwicklung Fürths im 19. Jahrhundert war enorm: Aus einer Kleinstadt mit 13.000 Einwohnern am Anfang wurde die fünftgrößte Stadt Bayerns mit 54.000 Einwohnern am Ende des Jahrhunderts. Der Motor dieser Entwicklung war die Industrialisierung, vorbereitet durch eine Blüte von Handwerk und Gewerbe im Jahrhundert davor.

Übergang an Bayern und Stadterhebung

Am Beginn des 19. Jahrhunderts stand auch für Fürth 1806 die Übernahme durch das Königreich Bayern. Nun wurde endlich vollzogen, was durch die Wirtschaftskraft des Marktfleckens Fürth längst überfällig geworden war: die Stadterhebung (1808). Das Kleeblattwappen bekam deshalb eine Mauerkrone, Sinnbild einer Stadt, das den neuen Status zum Ausdruck brachte. Zehn Jahre später erhielt Fürth auch eine eigene Stadtverwaltung mit zwei Bürgermeistern, zehn Magistratsräten und 26 Gemeindebevollmächtigten (heutigen Referenten und Stadträten vergleichbar). Zum ersten Mal in seiner langen Geschichte konnte Fürth nun seine Geschicke selbst in die Hand nehmen. Der Erste Bürgermeister *Franz Joseph Bäumen* – der Titel Oberbürgermeister war damals noch nicht üblich – musste nun die städtische Infrastruktur schaffen, denn es gab nur **ein** monumentales Gebäude, die Michaelskirche, die mit ihrem Turm als Wahrzeichen die Ortssilhouette jahrhundertlang charakterisiert hatte. Sie diente mehr als 10.000 (!) Protestanten zum Gottesdienstbesuch. Auch die Schule, die von der Gemeinde Fürth betrieben wurde, war völlig überlastet. 670 Kinder besuchten sie, 160 davon befanden sich in der „Schul-

stube“ zusammengepfertcht, wo der Lehrer selbst unterrichtete. Das „Getöse“ war entsprechend. Die anderen Kinder wurden von Frau und Sohn des Lehrers sowie von einer Aushilfe unterrichtet.¹⁾ Der Mangel an adäquaten öffentlichen Einrichtungen war offensichtlich.

Ein Sammelbild von 1835 zeigt um die Stadtansicht von Westen herum wichtige Straßen und Gebäude – auch viele neue. In der oberen Reihe als zweites von links ist **das neue Schulgebäude** abgebildet. Es wurde 1824 für die Buben als großes, fast monumentales Haus erbaut und kostete sogar etwas mehr als die 1826 eingeweihte **Auferstehungskirche**, endlich das zweite evangelische Gotteshaus (links unten). Damit wird der hohe Stellenwert, den die Schulbildung nun hatte, deutlich, auch mit dem nicht abgebildeten zweiten neuen Schulgebäude für die Mädchen (1818). Die **Kirche Zu Unserer Lieben Frau** (oben rechts – 1828) entstand gleichzeitig mit der Auferstehungskirche als erstes katholisches Gotteshaus nach der Reformation. Beide Kirchen mussten aus Spenden finanziert werden, für beide stiftete auch die jüdische Gemeinde, deren über 200 Jahre alte **Synagoge** natürlich auch auf den Sammelbild dargestellt ist (links Mitte). Die Stadt Fürth förderte beide Kirchen auf der Verwaltungsebene und beeinflusste Größe und Aufwand. Um ein angemessenes Ausmaß der evangelischen Kirche kümmerte sich der katholische Erste Bürgermeister *Bäumen*. Der evangelische Zweite Bürgermeister *Schönwald* sorgte dafür, dass der katholische Kirchenbau nicht zu klein wurde und einen angemessenen Turm bekam. Beide Gotteshäuser hat derselbe Architekt, Bauinspektor



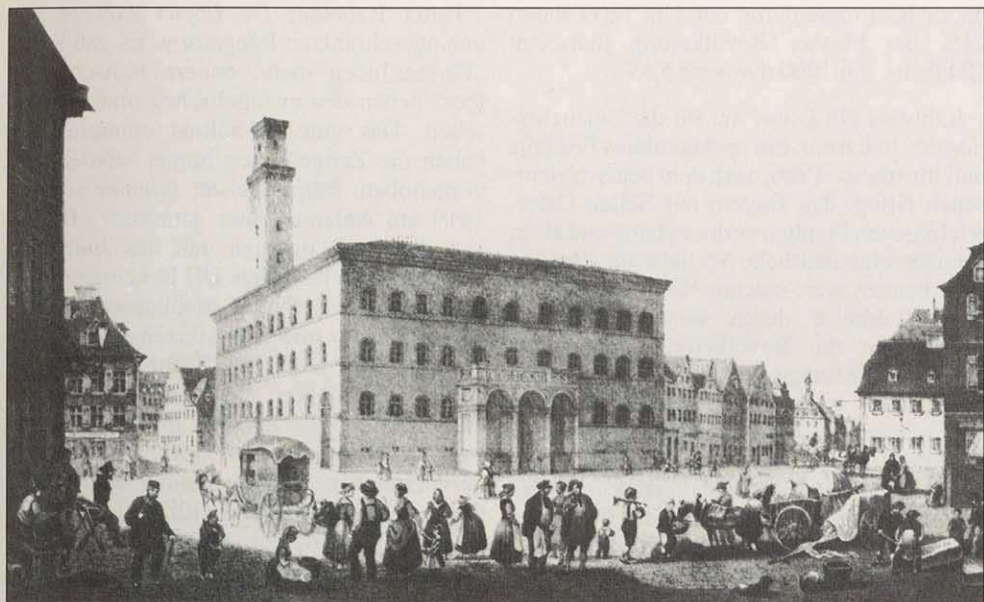
Die Stadt Fürth, 1835

Brüger aus Nürnberg, in einem strengen, aber wohlproportionierten Klassizismus *Klenze*'scher Prägung errichtet. Ihre beiden Türme sind auf der Gesamtansicht des Sammelbildes auf der rechten Bildhälfte zu sehen.

Eine eklatante Notlage beseitigte das neue **Hospital** (oben zweites Bild von rechts) von 1830. Bis dahin hatte nur die jüdische Bevölkerung eine institutionelle medizinische Versorgung in ihrem 1653(!) errichteten Krankenhaus. Die christlichen Fürther dagegen mussten sich mit einer völlig indiskutablen Einrichtung begnügen. In einem Bericht von 1802 heißt es darüber: „Dieses Haus (ist) kein Zufluchtsort sondern eine Marter-Kammer für arme Kranke, ... wo sie ... weder Bett noch Kost noch Nahrung oder sonstige Pflege finden.“²⁾ Das große neue Hospital-Gebäude mit Turm beherbergte neben den Kranken ein Altersheim und ein Arbeitshaus. Schon 1816 war das **Theater** (rechts Mitte) durch Privativinitiative und Privatfinanzierung entstanden.

Es wurde eine sehr beliebte Einrichtung und musste 1858 stark vergrößert werden.

Auf dem Stich von 1835 noch nicht zu sehen ist der wichtigste kommunale Bau, das **Rathaus**, das in der fünf Jahrhunderte währenden ‚Dreiherrschaft‘ (Dompropstei Bamberg, Markgrafschaft Ansbach und Reichsstadt Nürnberg) noch nicht benötigt wurde. So bekam Fürth nun ein (seltenes) klassizistisches Rathaus, erbaut 1840–1850 nach Plänen eines Schülers von *Friedrich von Gärtner*, dem Baumeister *König Ludwigs I.* Ganz im Stil seines Lehrers entwarf *Eduard Bürklein* ein Gebäude im Rundbogenstil. Der monumentale Bau signalisiert das gewachsene Selbstbewusstsein der Stadt Fürth und demonstriert so das Gefühl „Wir-sind-weggeworden“. Der Turm übernahm nun die Funktion des Stadtwahrzeichens. Mit seiner Assoziation an den Turm des palazzo vecchio in Florenz, wie überhaupt an die Türme der mittelitalienischen Stadtstaaten, bringt er die



Das Fürther Rathaus. Ausschnitt aus einem Sammelbild von 1851

Freude, endlich auch eine selbstregierte Stadt zu sein, zum Ausdruck.

In diese Aufbruchzeit fällt das einzige Ereignis, das Fürth in die Geschichtsbücher gebracht hat, die erste deutsche Eisenbahn 1835 zwischen Nürnberg und Fürth (hierzu den Artikel von *Wolfgang Mück* in diesem Heft). Sie entlastete die Nürnberger und Fürther Straße zwischen den beiden Städten, die Ende der Zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts zur meistbefahrenen Straße in Bayern geworden war, ein Symptom für die Wirtschaftskraft der beiden Städte.

Die integrierte jüdische Gemeinde

Zu den ersten Fürthern, die mit Aktienkauf den Bau der Ludwigsbahn unterstützt hatten, gehörte neben Bürgermeister *Bäumen* auch Oberrabbiner *Dr. Isaak Loewi*. 42 Jahre, von 1831 bis 1873, übte er als Reform-Rabbiner sein Amt aus und prägte die Gemeinde in diesem Sinne. Sein Engagement für die ganze Stadt und nicht nur für seine Glaubensgenossen stand in der Tradition der jüdischen Gemeinde vor dem 19. Jahrhundert. Sie besaß in Fürth einmalige Rechte der wirtschaftli-

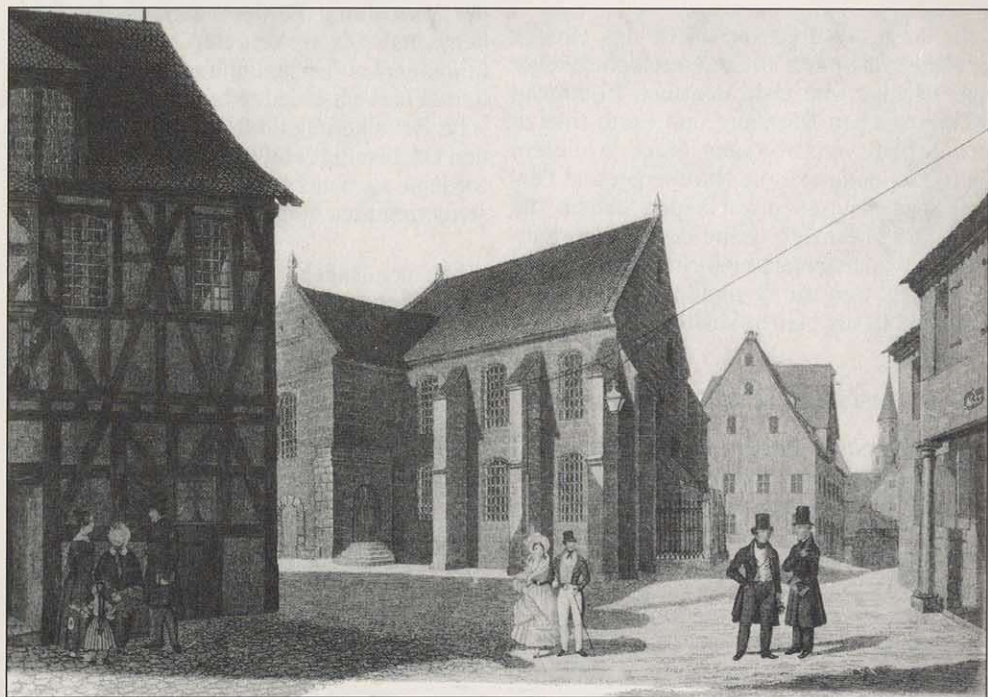
chen Gleichberechtigung sowie der religiösen Freiheiten und hatte Mitspracherechte in der Verwaltung Fürths unterhalb der Dreiherrschaft. Zwei Vertreter waren bei den kommunalen Versammlungen dabei, diskutierten und entschieden mit. So war die jüdische Bevölkerung an der Verantwortung für den Ort beteiligt und integrierte sich schnell. Sie lebte auch nicht getrennt in einem Ghetto, sondern mitten unter den Christen.

Mit der Zugehörigkeit Fürths zu Bayern verschlechterte sich die Situation der Fürther Juden deutlich durch das „Edikt die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreiche Baiern betreffend“ (1813 erlassen; in Fürth verbindlich ab 1820). Sie verloren ihre besonderen Rechte. Vor allem litten sie unter dem §12, mit dem die jüdische Bevölkerung in Bayern möglichst klein gehalten werden sollte. Um dieses Ziel zu erreichen, bekam jede jüdische Familie eine Matrikel-(Personenstandsregister-)Nummer. Der älteste Sohn durfte erst heiraten, wenn der Vater gestorben war und er dessen Matrikel-Nummer geerbt hatte. Die jüngeren Söhne hatten überhaupt keine Möglichkeit zur Familiengründung. Die gewünschte Folge

dieser Bestimmung trat ein. Um 1800 waren 21% der Fürther Bevölkerung jüdischen Glaubens, um 1900 nur noch 5,5%!

Rabbiner *Dr. Loewi* trat für die Emanzipation der Juden ein. Ein spektakuläres Ereignis half ihm dabei. 1866, nach dem deutsch-deutschen Krieg, den Bayern auf Seiten Österreichs gegen Preußen verloren hatte und als in Franken eine deutliche Vorliebe für Preußen zu erkennen war, machte König *Ludwig II.* eine Rundreise durch seine fränkischen Lande, um die Bevölkerung wieder ans bayerische Königshaus zu binden. Er kam dabei auch nach Fürth. Sein besonderer Wunsch an den Fürther Bürgermeister war ein Besuch in der Hauptsynagoge. Das Gespräch mit dem Rabbiner beeindruckte den jungen König so sehr, dass er der Bitte *Loewis*, die völlige rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in Bayern herzustellen, erfüllte. 1868 wurde das Edikt aufgehoben.

Unter Rabbiner *Dr. Loewi* kam es zur uneingeschränkten Integration. Es gab keine „Fürther Juden“ mehr, sondern „jüdische Fürther“ neben den evangelischen und katholischen. Das gute Verhältnis untereinander haben die Zeitgenossen immer wieder hervorgehoben. Bürgermeister *Bäumen* schrieb 1819 am Anfang seiner Amtszeit: „Die ... christlichen Religionen und das Judentum sind dahier einheimisch. Die Bekenner dieser Glaubenslehren leben in friedlicher Eintracht nebeneinander und unterstützen sich gegenseitig.“³⁾ Die jüdischen Stiftungen für die neuen christlichen Kirchbauten beweisen diesen Satz. 1861 heißt es im Physikatsbericht des Amtsarztes *Dr. Mair*: „Rühmlichst hervorzuheben ist die achtungswerte Duldung, gegenseitige Opferwilligkeit und unbegrenzte Wohltätigkeit – Produkte der kaum irgendwo wieder so vorhandenen Eintracht zwischen Katholiken, Protestanten und Juden.“⁴⁾ Diese allgemeine Toleranz war auch



Die Fürther Synagoge, kolorierter Stich von 1839

eine Grundlage für die schnell wachsende Prosperität.

Voraussetzungen für die Industrialisierung

Mit der Eisenbahn wurde in Deutschland die Industrialisierung eingeläutet. 1835 hatte man alles aus England importiert: Lokomotive, Waggons und sogar den Lokomotivführer. Nun, da es zum ersten Mal ein effektives Verkehrsmittel gab, wollte man es über ganz Deutschland ausbreiten und musste möglichst schnell alles selbst lernen.

Allerdings ging die Erweiterung des Eisenbahnnetzes zunächst an Fürth vorbei. Die 6 Kilometer der ersten Bahn wurden nicht die Urzelle des deutschen Eisenbahnnetzes. Als 1844 die Ludwigs-Süd-Nord-Bahn von Lindau nach Hof mit der Strecke Nürnberg-Erlangen-Bamberg gebaut wurde, führte sie nicht über Fürth, sondern bog vor der Stadtgrenze nach Norden ab. Die gewünschte Folge trat ein. Die Fürther Produkte mussten umgeladen werden und wurden dadurch teurer. Nürnberg sicherte sich so einen wirtschaftlichen Vorsprung. Erst die Würzburger Bahnlinie von 1865, für die der heutige Bahnhof gebaut wurde, brachte Fürth die Anbindung an das überregionale Bahnnetz. Trotz der Nürnberger Nadelstiche ging es in Fürth wirtschaftlich bergauf. Beste Voraussetzungen dafür waren die wirtschaftlichen Strukturen, die sich schon im 18. Jahrhundert entwickelt hatten.

Wenn man die Berufe der 1818 gewählten Magistratsräte und Gemeindebevollmächtigten anschaut, bekommt man einen Überblick über die wirtschaftliche Situation Fürths vor der Industrialisierung. Von den zehn Magistratsräten waren sechs Kaufleute, je einer Spiegel- und Bronze(farben)fabrikant, einer Kunstdreher und einer Verwaltungsbeamter. Von den 26 Gemeindebevollmächtigten waren neun Kaufleute, sieben Fabrikanten (ein Spiegel-, ein Federkiel-, zwei Rosoli [= Likör-], ein Strumpfwaren-, ein Bronze-farben- und ein Siamoisen- [= Schürzenstoff]-fabrikant, zwei Apotheker, ein Advokat, ein Buchhändler, drei Gastwirte, zwei Handwer-

ker und ein Brauereibesitzer.⁵⁾ Das Adressbuch von *Johann Gottfried Eger* (1819) zählt insgesamt 207 Fabriken auf! Die wichtigsten Branchen waren: Herstellung von Spiegeln aller Art, Mandelkaffee, Likören, Metallknöpfen, Zinnfiguren, Uhrschlüsseln, Federkielen und Brieftaschen. Auch wenn man davon ausgehen muss, dass es sich um ganz kleine Betriebe gehandelt hat, ist die Zahl beachtlich hoch. Im Vordergrund standen das produzierende Gewerbe und der Handel. Der zeitgenössische Ausdruck „Fabrikant“ bedeutet natürlich nicht, dass 1819 schon mit Maschinen gearbeitet worden wäre. Diese Fabrikanten waren Manufakturbesitzer. Ihre hohe Zahl war durch die in Fürth übliche Gewerbefreiheit ohne Zunftzwang entstanden, die im 18. Jahrhundert einen großen wirtschaftlichen Aufschwung gebracht hatte.

Die erste ‚richtige‘ Fabrik

Die Umstellung auf Maschinenbetrieb erfolgte ziemlich schnell. 1841 gründete *Johann Wilhelm Engelhardt* eine Maschinenfabrik, nicht nur die erste in Fürth, sondern auch in Mittelfranken. Er war gelernter Maschinentechniker, hatte die Polytechnische Schule in Nürnberg besucht und seine weitere Ausbildung in Wien, Zürich und im Elsass gemacht. 1844 stellte er die erste Dampfmaschine her, die zum Betrieb der Werkzeugmaschinen in der eigenen Fabrik verblieb. Aber alle weiteren wurden zusammen mit den Transmissionen in kleinere Fabriken, auch in Fürth, verkauft. *Engelhardt* war der Pionier der Industrialisierung. Er profitierte auch vom ständigen Ausbau der Eisenbahn und stattete ganze Bahnstrecken mit Wasseraufnahmeverrichtungen, Pumprohrleitungen, Reservoirs und Wasserkränen aus, die von den Dampfloks benötigt wurden.

Groß wurde die Firma mit eigenen Erfindungen. *Engelhardt* war, wie viele frühe Fabrikanten, vor allem Techniker. Für seine erste Erfindung, eine Feuerlöschmaschine, erhielt er 1847 ein königliches Privileg. Dazu kamen dann Brauereimaschinen, die er nach Belgien, Holland, Österreich, in die Schweiz und nach Russland exportierte. Drei verschiedene Standorte hatte die *Engelhardt*-

sche Fabrik. Sie musste immer wieder dem ständigen Wachstum der Stadt weichen. Zuerst befand sie sich in der Nürnberger Straße, die 1841 noch Nürnberger Landstraße hieß und nur am Anfang bebaut war. 1866 zog die Fabrik in die spätere Königswarterstraße um und errichtete gleichzeitig eine Eisengießerei. Sie beschäftigte 1874 bereits 130 Arbeiter. Das war für diese Zeit sehr viel, denn durchschnittlich arbeiteten damals nur 1,5 Personen in einer Fürther Fabrik. Als auch hier gebaut wurde, wickelte die Firma 1890 in die Südstadt, in unmittelbarer Nähe zur Eisenbahnlinie nach Würzburg, aus. Das war ein großer Standortvorteil, vor allem auch wegen eines eigenen Gleisanschlusses.

Wachsende Stadt

Kontinuierlich wuchs die Einwohnerzahl. Die Stadt vergrößerte sich, aber nicht, wie üblich, in Kreisen um die Altstadt herum. Deren Lage im Mündungsgebiet von Rednitz und Pegnitz, die lange natürliche Grenzen bildeten, verhinderte eine Ausdehnung in alle Richtungen. Deshalb gingen die Stadterweiterungen nur nach Osten und Süden, also weg von den Flüssen. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Fürth ca. 16.000 Einwohner – Tendenz steigend. Es musste viel gebaut werden. Ab 1850 entstand südlich des Rathauses ein ganz neuer Stadtteil. Dem rationalen Denken des Industriezeitalters entsprechend wurde er in einem geometrischen, rechtwinkligen Raster

geplant. Geschlossene Straßenzüge des Klassizismus und des Historismus charakterisieren dieses Viertel und machen es heute zu etwas Besonderem.

Ab 1870, als die Bevölkerung auf 22.000 Einwohner angestiegen war, entstand, ebenfalls auf dem Reißbrett entworfen, die Südstadt jenseits der Würzburger Bahnlinie, im Historismus und Jugendstil erbaut. Die Häuser des 19. Jahrhunderts waren zur Straße aus Sandstein erbaut und hatten Hofgebäude aus Backsteinen, in denen sich Werkstätten oder kleine Fabriken befanden. Doppelflügelige Tore weisen auf die gewerbliche Nutzung hin. Durch sie war der Hof auch mit Fahrzeugen erreichbar.

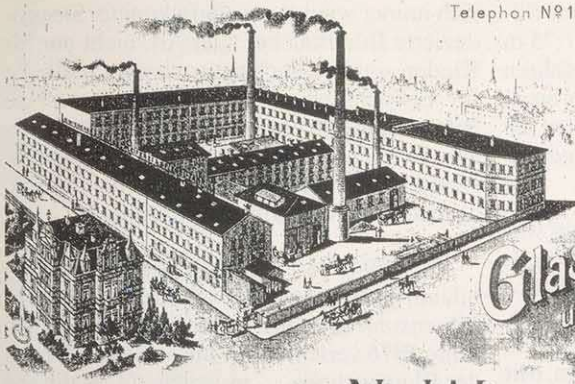
Wichtige Fabriken

Auf einer Darstellung Fürths um 1860 sind neben den Türmen der Michaelskirche und des Rathauses bereits einige rauchende Schornsteine der Dampfmaschinen zu erkennen. Schon 1861 schrieb der Amtsarzt *Dr. Mair* in seinem Physikatsbericht: „Fürth ist nur mit sehr großen Fabrikstädten zu vergleichen“ und berichtet, „dass die industrielle Tätigkeit dieses... gewerblichen Bienenstockes... sehr floriert“.⁶⁾ Die wichtigsten Industriezweige waren Spiegel-, Bronzefarben- und Blattmetall-, Kaffeeersatz-, Bleistift-, Brillen-, Buntpapier- und Bilderbuchherstellung sowie Brauereien.



Klassizistische Häuserzeile im Viertel hinter dem Rathaus

Exemplarisch sollen hier nur vier Fabriken vorgestellt werden. Zur größten Fabrik der dominierenden Fürther **Spiegelindustrie** entwickelte sich aus kleinen Anfängen die Firma N. Wiederer. 1859 begann *Nicolaus Wiederer*, der aus der Oberpfalz stammte, mit einem kleinen Betrieb in Fürth. Als die Fabrik groß wurde, zog sie in die Südstadt um. Dort konnte sie ungehindert erweitert werden. *Wiederer* beschäftigte um 1900 über 1.000 Menschen, die als Glasschleifer, Glaspolierer, Glasfaszettierer, Glasgraveure, Glasfahrer usw. arbeiteten. Seine Firma erhielt den Titel „Kgl. bayer. Hofspiegel-Fabrik“. Sie stellte alle Sorten Spiegel her vom einfachen Handspiegel über Toiletten- und Wandspiegel bis zum aufwändigen Venezianerspiegel. Der Bedarf



HAUS II
NEW YORK
LONDON
HAMBURG
BERLIN
OFFENBACH

Glasschleiferei und SPIEGEL-FABRIK

N. WIEDERER & CO.

SPECIALITÄT:
celestenspiegel u. Gläser, Hand-Patent-
Toilette-Venetianer-
und alle Sorten Luxusspiegel.
PATENTE.

Fürth & B. den

Briefkopf der Spiegelfabrik Wiederer

an Spiegeln war damals ungeheuer groß. Überall in den Wohnungen brachte man Spiegel an: im Flur, im Wohnzimmer, an den Schlafzimmerschränken. Der Briefkopf (s.o.) führt die vielen Medaillen stolz als Qualitätsbeweise auf. Der Hinweis auf Musterhäuser in New York, London, Hamburg, Berlin und Offenbach macht die Exportorientierung der Firma deutlich. Die USA waren für alle Fürther Spiegelfabriken das Haupt-Ausfuhrland.

Das große Problem bei der Spiegelherstellung lag in der Verwendung von Quecksilber. Beim Belegen kam auf die Glasplatte eine 3-5 mm starke Zinnfolie, über die dann Quecksilber gegossen wurde. Auf dem beweglichen Belegtisch rüttelte man das Quecksilber hin und her, verteilte es gleichmäßig auf der Zinnfolie und verrieb es zu einem Zinnamalgam. Durch das hochgiftige Quecksilber, das bereits bei 20°C zu verdampfen beginnt und von den Spiegelbelegern dauernd eingeatmet wurde, kam es zu massiven gesundheitlichen Schädigungen. Beginnend mit Schwindel und Kopfschmerzen, über Magenschmerzen und Ameisenkriechen in den Gliedern und schmerzhaften, nicht kontrollierbarem Zucken der Gelenke endete die Quecksilbervergiftung mit einer Zerrüttung des Nervensystems.

Diese ‚Merkurialismus‘ genannte Krankheit war gut bekannt und man wusste, dass sie unvermeidbar war. Ein Landgerichtsarzt hatte 1887 folgende Statistik erstellt: In den ersten zwei Jahren Arbeit mit Quecksilber erkrankten 21% der Arbeiter, im Laufe der nächsten vier Jahre weitere 61%, wieder nach vier Jahren noch einmal 15% und spätestens nach 17 Jahren war jeder Quecksilberspiegelbeleger krank.⁷⁾ Die ineffektiven Schutzmaßnahmen halfen nicht. Auf acht Stunden wurde die Arbeitszeit begrenzt (damals sonst zwölf Stunden), die Fenster mussten bei jeder Witterung geöffnet sein (auch im Winter!), die Arbeiter sollten nach der Arbeit ins Brausebad gehen.

Gegen diese unabwendbare Erkrankung ging Ludwig Winkler in seiner vom Stiefvater *Christian Winkler* gegründeten Spiegelfabrik an. Familiäre Tragödien brachten ihn dazu, eine andere Produktionsmethode anzuwenden. Der Stiefvater machte mit 43 Jahren seinem Leben ein Ende, weil er durch Quecksilbervergiftung ruiniert war und weil seine beiden Kinder blind bzw. gelähmt geboren wurden. *Ludwig Winkler* setzte deshalb ab 1862 das Silberbelegverfahren „energisch ... trotz der großen Hindernisse sowie schweren Anfeindungen“⁸⁾ durch. 1867 stellte er auf der

Pariser Weltausstellung den größten mit Silber belegten Spiegel, 3,2 m hoch und 1,75 m breit, aus. Obwohl das Silberbelegverfahren seit 1862 angewendet wurde, dauerte es bis in die Zeit um 1900, bis alle Spiegelfabriken die Arbeiten mit Quecksilber aufgaben und nur noch Silber verwendeten.

Ein weiterer wichtiger Industriezweig waren in Fürth die **Zichorienfabriken**. Sie stellten Kaffeeersatz aus den Wurzeln der Zichorien, einer Wegwartenart, her, die gewaschen, zerkleinert, gedörrt und dann in Fett geröstet, zu Pulver gemahlen und gepresst wurden. Mit heißem Wasser aufgegossen kam ein kaffeeartig aussehendes, dunkelbraunes Getränk zustande. Warum die Zichorienfabriken so florierten, macht ein Satz aus dem Physikatbericht von 1861 deutlich: „Bei der ärmeren Klasse ist der Surrogatkaffee und Brot Hauptnahrung.“⁽⁹⁾ Die Verbreitung solcher Fabriken muss deshalb als Folge des sozialen Notstands angesehen werden. Als Beispiel sei die Fabrik *Julius Cohn* erwähnt, die 1826 klein anfang, 1861 mit einer Dampfmaschine ausgestattet wurde und drei Jahre später ca. 60 Mitarbeiter beschäftigte.

Als letztes die **Bilderbuchfabrik** Löwensohn. Gegründet wurde sie von *Gerson Löwensohn*, der 1844 eine Druckerei mit einer Handpresse einrichtete. Er war eigentlich Gürtler, hatte dann aber noch eine Lehre als Kupferstecher gemacht, radierte vor allem Portraits berühmter Persönlichkeiten und druckte sie in seinem Betrieb. Um weiterzukommen, erlernte er seinen dritten Beruf, wurde Lithograph und stellte nun auch Bilderbögen und Bilderbücher her, für die er den lithographischen Farbdruck anwandte, eine ganz neue Technik, die nun die Handkolorierung ablöste.

Erst die Söhne *Bernhard* und *Theodor Löwensohn* machten den Schritt zum Maschinenbetrieb und schafften 1876 eine Stein-druckschnellpresse an, die von einem Gasmotor angetrieben wurde und die Handpresse ablöste. Die Firma vergrößerte sich nun rasch und entwickelte sich zu einer bedeutenden Fabrik, die mit den immer neuesten Drucktechniken arbeitete. 1882 zog sie aus der Innenstadt in den östlichen Stadtteil, wo sie

sich immer wieder erweitern konnte. Sie produzierte Bilderbücher aller Art, nicht nur für Kinder, sondern auch naturwissenschaftliche für Erwachsene. *Löwensohn* brachte seine Bilderbücher in vielen Fremdsprachen heraus, in Französisch, Englisch, Schwedisch, Dänisch, Niederländisch, Russisch, Polnisch, Tschechisch, Ungarisch und Spanisch.

Als 1894 das fünfzigjährige Firmenjubiläum gefeiert wurde, schilderte *Bernhard Löwensohn* die Entwicklung der Firma: „Im Jahre 1876 verlegten wir unser Geschäft nach der Blumenstraße ..., in welchen Lokalitäten wir auch unsere erste Schnellpresse ... aufstellten. Nun bekam die Fabrikation ein ganz anderes Bild: aus dem Handbetrieb wurde ein Fabrikbetrieb, anstatt einer täglichen Leistung auf der Handpresse von 400 Abdrücken konnte man auf der Schnellpresse 3.000 herstellen... Begründet wurde der Betrieb in der denkbar kleinsten Form und ist emporgewachsen zu einem der größten Fabriketablis-sements unserer Stadt. Wir dürfen behaupten, mit Veranlassung gegeben zu haben, dass ein Bilderbuch, welches früher mehr Luxusgegenstand gewesen, nunmehr allen Kreisen zugänglich geworden.“⁽¹⁰⁾

Mit den vielen fremdsprachigen Büchern war Löwensohn sehr stark exportorientiert. Dies gilt für die ganze Fürther Wirtschaft und natürlich auch für die **Großhandels- und Exportgeschäfte**, die in der Fürther Wirtschaft der Industrialisierungszeit eine besondere Rolle spielten. Denn für die vielen kleinen Fabriken, die es in Fürth auch noch Anfang des Zwanzigsten Jahrhunderts gab und die vor allem Spielwaren herstellten, besorgten die Großhandelshäuser den Vertrieb, den eine kleine Firma selbst nicht leisten konnte. In Fürth wurden neben Zinnfiguren vor allem Blechspielzeuge produziert. Ein kleiner Betrieb stellte nur wenige Artikel her, die Großhändler fassten die Angebote vieler dieser kleinen Firmen zusammen und gingen damit auf die Messen. Am wichtigsten war die Leipziger Frühjahrsmesse, auf der die Bestellungen für das Weihnachtsgeschäft erfolgten, nach denen dann produziert wurde. Die Großhandelshäuser, z. B. *Kohnstam*, Nürnberger Straße 56/58; *Borgfeldt*, Nürn-

berger Straße 91; *Berlin*, Nürnberger Straße 129, bestanden deshalb vor allem aus Lagerräumen. Sie exportierten ‚in alle Welt‘, in alle Länder Europas, nach USA, Kanada, Brasilien und Argentinien, Australien und Südafrika.

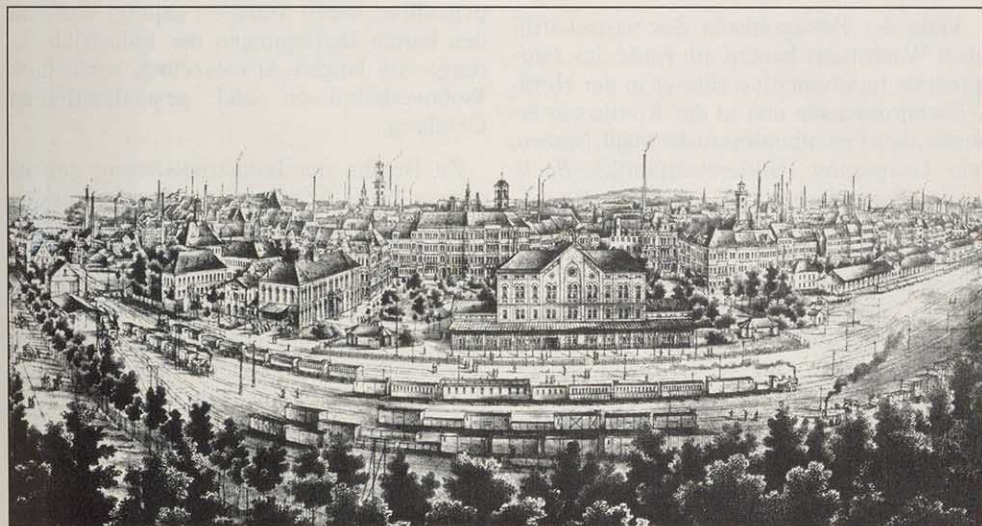
Merkur, dem Gott des Handels und des Verkehrs, beugte sich und folgte in Fürth alles, so formulierte es 1861 Dr. Mair.¹¹⁾ Dieser Satz gilt aber noch viel mehr für das weitere 19. Jahrhundert, für die Zeit der Hochindustrialisierung. Fürths Geschichte in diesem Jahrhundert ist vor allem Wirtschaftsgeschichte. Kulturgeschichte ereignete sich nicht. Das ökonomische Denken hatte absoluten Vorrang. So wurden Fürth und die Fürther auch von den Zeitgenossen geschildert. Der Chronist *Georg Tobias Christoph Fronmüller* meinte, dass die Stadt ihre rasche Entwicklung „allein ihrer Gewerthätigkeit und ihrem Handel“ verdanke und dass sie sich „durch Betriebsamkeit und Fleiß ihrer Bewohner zu einer wichtigen Gewerbs- und Handelsstadt emporgeschwungen hat“¹²⁾. Das Pragmatische und die Orientierung am Nützlichen standen im Vordergrund. „Dem Fürther ist eine gewisse nüchterne Umsicht und schnelle Fassungskraft nicht abzusprechen. Die Sache aber, der er sich widmen soll, muss eine

praktische Seite haben. Das Abstrakte liebt er nicht und seine erste Frage ist: ‚Wozu nützt es, was ist dabei zu verdienen?‘“¹³⁾

Die Darstellung Fürths am Ende des 19. Jahrhunderts (s. u.), zum ersten Mal von Süden mit dem Bahnhof im Vordergrund, unterstreicht die Bedeutung der Eisenbahn für die Industrialisierung. Viele rauchende Schornsteine beherrschen nun die Stadtsilhouette. Kirchtürme und Rathhausturm haben ihre dominierende Stellung verloren. *Merkur* beherrscht die Stadt.

Neue Aufgaben für die Stadt

Die großgewordene Industriestadt hatte ganz neue Aufgaben zu leisten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stand an ihrer Spitze der Erste Bürgermeister *Friedrich von Langhans*, von 1873 bis 1901 im Amt. Mit ihm sind viele infrastrukturelle Maßnahmen verbunden: Gaswerk für den gestiegenen Energiebedarf; neuer Friedhof, da der alte von der Wohnbebauung eingeschlossen war; Schlachthof, durch den eine sichere Kontrolle über Unschädlichkeit und Qualität des Fleisches gewährleistet werden konnte; zentrale Wasserversorgung, die mit den Hausbrunnen und deren hygienisch nicht einwandfreiem



Fürth von Süden um 1890

Wasser aufräumte; die dazu gehörende Kanalisation; Brause- und Wannenbad, da es in den Häusern keine Bäder gab.

Ein wichtiges Anliegen waren *Langhans* die Schulen. In seiner Amtszeit entstanden fünf neue Volksschulen. 1896 schaffte er es auch, nach 15-jährigem Bemühen endlich ein Gymnasium zu bauen. Auch in Fürth hatte sich nun die Einsicht durchgesetzt, „dass der Besuch des Gymnasiums nicht bloß zum Zwecke des Übertritts an eine Universität, sondern auch zu dem Zwecke stattfindet, um mit humanistischer Bildung ausgerüstet das Handels- oder Fabrik-Etablissement der Eltern zu übernehmen.“⁽¹⁴⁾ Die Weiterentwicklung der Wirtschaft erforderte auch einen erweiterten Bildungsstand.

Am Ende seiner Amtszeit ließ *Langhans* den Rathaus-Erweiterungsbau errichten, der bereits 50 Jahre nach der Fertigstellung des Altbaus nötig geworden war. Auch dies ist ein Indiz für das rasante Anwachsen Fürths: 1850 hatte die Stadt circa 16.000 Einwohner, 1900 waren es 54.000! Die Tatsache, dass sich in der Amtszeit von *Langhans* das Steueraufkommen vervierfachte, zeigt die expandierende Prosperität der Stadt.

Prachtboulevard

Viele der Protagonisten des wirtschaftlichen Wachstums bauten am Ende des Jahrhunderts repräsentative Häuser in der Hornschuchpromenade und in der Königswarterstraße, dem Prachtboulevard der Stadt. Namen, wie *Löwensohn* (Bilderbuchfabrik), *Bechmann* (Spiegelfabrik), *Hassberger* (Wagendeckenfabrik), *Krautheimer* (Groß- und Exporthandel), *Sahlmann* (Hopfengroßhandel), *Evora* (Brauerei) usw. zeigen, dass hier die Fürther Oberschicht baute. Der schmuckreiche, feudale Historismus macht die Fassaden zum Statussymbol und unterstreicht den gesellschaftlichen Anspruch. Das reiche Großbürgertum wollte auch in der sozialen Rangordnung nach oben und mit dem Adel gleichziehen. Die Ober- und Mittelschicht wohnte in den neuen Stadtteilen des 19. Jahrhunderts, in der Altstadt dagegen blieben nur die unteren Schichten.



Historismushäuser in der Hornschuchpromenade

Kehrseite der Industrialisierung

Der Oberschicht stand in der Industriestadt Fürth eine breite Unterschicht aus Fabrikarbeitern, Handwerksgehlen und Dienstboten gegenüber, deren Situation geprägt war von den harten Bedingungen der Industrialisierung: von langen Arbeitszeiten, schlechten Wohnverhältnissen und gesundheitlichen Gefahren.

Zu Beginn der Industrialisierung gab es extrem lange Arbeitszeiten. 14–16 Stunden musste an sechs Tagen in der Woche gearbeitet werden. Ende des 19. Jahrhunderts, 1891, wurde die Arbeitszeit auf 11–12 Stunden reduziert. In der Fabrikordnung der Tafel-, Salin- und Spiegel-Fabriken AG in Fürth von 1892 heißt es: „Die regelmäßige Arbeitszeit dauert für die männlichen und weiblichen Arbeiter von 7 Uhr früh bis abends 7 Uhr, an den Samstagen und Vorabenden von Feiertagen beendigen die Arbeiterinnen die Arbeiten um 5 1/2 Uhr.“⁽¹⁵⁾ Die Forderung der Arbeiterbewegung nach einem 8-Stunden-Tag konnte erst 1918 durchgesetzt werden.

Auch wenn die Wohnverhältnisse in Fürth wesentlich besser waren als etwa in Berlin mit den vielen licht- und sonnenlosen Hinterhöfen, kam eine Wohnungserhebung der Jahre 1901/02 zu keinem positiven Ergebnis. Sie bemängelte, dass bei den Unterschichten eng zusammengedrängtes Wohnen üblich war, dass gerade in solchen Wohnungen noch Schlafgänger aufgenommen wurden, dass Feuchtigkeit und hygienische Missstände herrschten. Es gab keine Bäder, aber auch die Toiletten befanden sich nicht in den Wohnungen, sondern am Treppenabsatz und wurden von mehreren Familien genutzt.

Dazu kam eine völlig unzureichende Ernährung, wie erwähnt Surrogatkaffee und Brot. So ist es nicht verwunderlich, dass auch der Gesundheitszustand schlecht war. Die schlimmste Krankheit in Fürth neben dem Merkurialismus (s. o.) war die Tuberkulose, die hier mehr Todesopfer forderte als sonst in Deutschland. So starben z.B. 1905 auf 10.000 Einwohner im Deutschen Reich 22,3 Menschen an Tuberkulose, in Bayern 28,5, in Fürth aber 33! Sie wurde auch als ‚Wohnungskrankheit‘ bezeichnet, da in den überbelegten Wohnungen die Ansteckung unvermeidlich war.¹⁶⁾

Hilfe durch Stiftungen

Einen Sozialstaat, der sich all dieser Probleme angenommen hätte, gab es noch nicht. Die *Bismarck*’schen Sozialgesetze der Achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit Absicherung bei Krankheit, Unfall und Alter griffen noch nicht. Nur etwa 10-15% der Bevölkerung wurden von ihnen erfasst. Aber auch die Armenfürsorge der Stadt Fürth war unzureichend. In dieser Situation halfen die vielen Stiftungen Fürther Bürger, die in der Hochindustrialisierung zu Reichtum gekommen waren und die Probleme der Hochindustrialisierung lindern halfen. Sie nahmen sich in erster Linie der sozialen Notlagen an.

Ein paar Beispiele:

Die ‚Betty Kolb Stiftung‘ wurde von Freunden zum Andenken an die 1902 verstorbene *Betty Kolb* eingerichtet. In der Stiftungsurkunde heißt es lapidar: „Der Zweck der Stif-

tung ist: Wohltätigkeit üben.“ In der Urkunde wird ausdrücklich festgelegt, dass Arme in den Genuss der Stiftung kommen sollten „gleichwohl welcher Confession“¹⁷⁾ – ein deutlicher Hinweis auf die religiöse Toleranz in Fürth.

1879 bestimmte der ledige Privatier *Benno Mayer* in seinem Testament: „Als Erbin meines Nachlasses ernenne ich die Stadt Fürth mit der Bestimmung, meinen Nachlass nutzbringend anzulegen und aus den Zinsen zur einen Hälfte Brennmaterialien und zur anderen Hälfte Kleidungsstücke anzuschaffen und an hiesige Armen ohne Unterschied der Confession zu vertheilen.“¹⁸⁾ Als *Mayer* zwei Jahre später starb, richtete die Stadt Fürth die ‚Benno Mayer’sche Unterstützungsstiftung‘ ein und erfüllte aus den Zinsen den Stiftungszweck. *Mayer* hatte in seinem Testament zwei Hilfen festgelegt, die von der Armenfürsorge nicht erfasst wurden. Er wollte also das weitmaschige soziale Netz ein klein wenig enger knüpfen.

Der Spiegelfabrikant *Louis Berlin* half gezielt „in Not geratenen, selbständigen Gewerbetreibenden oder Geschäftsleuten, welchen die Sorge für ihre Familien obliegt“ mit seiner Stiftung aus dem Jahr 1902. Ihnen sollte „die Fortführung ihres Geschäftes durch ... Ankauf von Rohmaterialien, Werkzeugen etc. oder durch Geld ermöglicht“ werden.¹⁹⁾ Diese Festlegung macht deutlich, dass *Berlins* Stiftung nicht als Almosen gemeint war, sondern als Hilfe zur Meisterung einer unverschuldeten Not.

Für die Arbeiter in ihrer Fabrik waren die beiden Stiftungen der Brüder *Löwensohn* anlässlich des 50-jährigen Firmenjubiläums 1894 gedacht. *Bernhard Löwensohn* stiftete für die Hinterbliebenen der Arbeiter und *Theodor Löwensohn* für alte und kranke Arbeiter. Bezeichnend ist seine Begründung: „Der Zweck dieser Stiftung ist, denen die treu und fleißig gearbeitet haben, die Sorgen für die alten und kranken Tage zu erleichtern, und so durch private Fürsorge das zu ergänzen, was der Staat durch seine Altersversicherungsgesetze allein nicht vollbringen kann.“²⁰⁾ *Theodor Löwensohn* drückte präzise das Unzureichende des staatlichen Sozialsystems aus und füllte diese Lücke aus.

Der grassierenden Volkskrankheit Tuberkulose nahmen sich die vier Geschwister *Neumann* an, als sie 1896 zum Andenken an ihre Eltern die ‚Gustav und Babette Neumann’sche Stiftung in Fürth‘ mit der großen Summe von 100.000 Mark einrichteten. „Zweck der Stiftung ist, vermittels der jährlichen Zinsen den Betrieb einer Volksheilstätte (Sanatorium, Rekonvaleszentenhaus) zu ermöglichen und zu erleichtern.“⁴²¹⁾ Diese Stiftung war der Anstoß für weitere Zuwendungen und führte zum Bau der Lungenheilstätte im Stadtwald (1903). Die Therapie dieser Krankheit bestand damals im Liegen in frischer Waldluft und in einer eiweißreichen Ernährung mit viel Fleisch, die den Körper gegen die Krankheit stärken sollte – und die sich die Kranken sonst nicht leisten konnten.

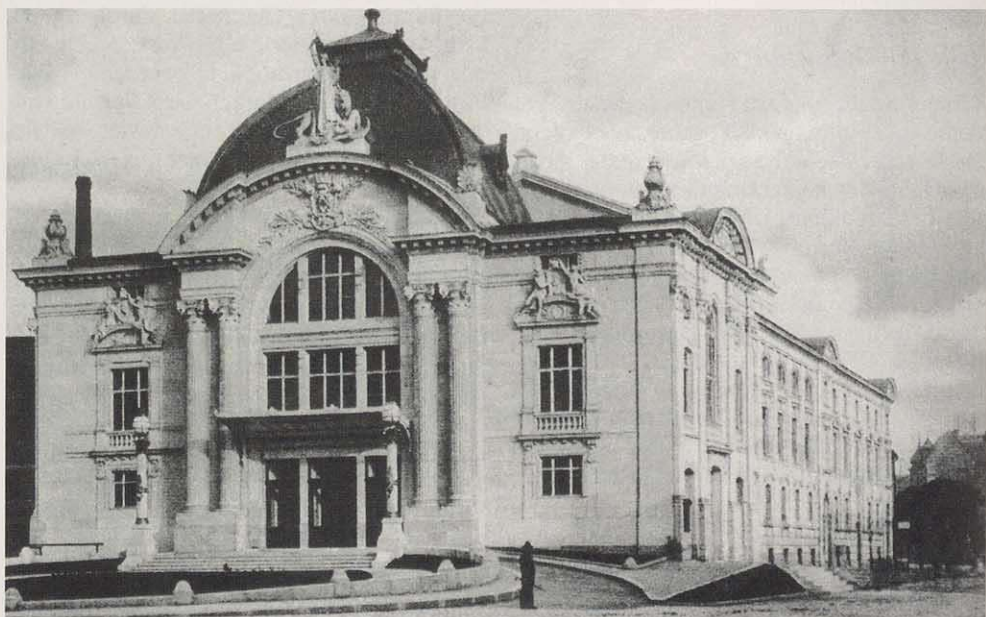
Die Liste der Stiftungen ließe sich seitenweise fortführen. Weit überproportional stifteten die jüdischen Bürger (*Mayer, Berlin, Löwensohn und Neumann*). Sie folgten der Ethik ihrer Religion, die es den Wohlhabenden zur Pflicht macht, denen zu helfen, die nicht mit Reichtümern gesegnet sind.

Das neue Theater – Symbol der Entwicklung Fürths im 19. Jahrhundert

Am Ende des 19. Jahrhunderts war Fürth eine ganz andere Stadt als am Anfang dieses Jahrhunderts: großgeworden, Bevölkerungszahl um über 400% gestiegen, hochindustrialisiert, mit der ganzen Welt in Handelskontakt.

Diese Entwicklung kann man an den beiden Theaterbauten ablesen. Das alte Theater wurde 1816 (s. Abb. 1, rechts Mitte) in einem einfachen, schmucklosen Klassizismus erbaut. Es steht für die Kleinstadt Fürth. 1902 wurde das neue Theater eingeweiht. Es steht mit seinem schmuckreichen, repräsentativen Historismus für die reich und groß gewordene Industriestadt.

Mit diesem Theater hat sich das Fürther Bürgertum selbst ein Denkmal gesetzt. Die Bürger der Stadt stießen den Neubau an, weil das alte Theater ‚peinlich‘ geworden war und engagierten sich für ein neues, „das in seiner monumentalen Größe und Schönheit unserer Stadt... entspricht.“ So steht es im Spenden-



Das neue Fürther Theater. Ansichtskarte aus der Erbauungszeit

aufruf des Theatercomités, der am 29. und 30. April 1898 in den Fürther Zeitungen erschien und großen Erfolg hatte. Innerhalb einer Woche kam etwa ein Drittel der späteren Baukosten zusammen. 59% davon stifteten die Juden, die nur noch 5,5% der Gesamtbevölkerung ausmachten! Die Fürther wollten ein Theater, das ihrem gestiegenen Selbstwertgefühl entsprechen sollte. Für den Bau gewann die Stadt die Architekten *Fellner & Helmer* aus Wien, ausgewiesene Theaterbauspezialisten. Sie ließ es schon mit der Auftragsvergabe an diese Spitzenarchitekten nicht an Selbstbewusstsein fehlen. *Fellner & Helmer* bauten in nur 13 Monaten das Theater, das sich die Fürther erträumt hatten und das sie mit dem Kleeblatt an zentralen Stellen innen und außen schmückten. Es repräsentiert mit seiner aufwändigen Gestaltung die wirtschaftlich blühende und prosperierende Stadt, die sich nun auch mit Kultur umgab. Besucht wurde das Theater von allen Schichten, auch von den unteren!

Das neue Theater spiegelt das Selbstverständnis der avancierten Industriestadt wieder – kurz bevor der Erste Weltkrieg diese Blüte radikal beendete. Die exportorientierte Fürther Wirtschaft verlor mit Beginn des Krieges schlagartig alle Absatzgebiete. Die Prosperität der Industrialisierungszeit hat Fürth nie wieder erreicht.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Visitationsbericht vom 8. 2. 1802 aus Fürths preußischer Zeit. Staatsarchiv Nürnberg (= StAN), Rep. 270I/6675.
- ²⁾ Bericht vom 16. 2. 1802, StAN, Rep. 270I/515.
- ³⁾ Stadtarchiv Fürth (= StAF) Hs. 11.40
- ⁴⁾ Mair/Ott: Fürth zu Beginn des Industriezeitalters. Geschichte, Lebensumstände und Bevölkerungsentwicklung – verfasst von Dr. Adolf Mair 1861, bearbeitet und eingeleitet von Hermann Ott. Fürth 1989, S. 67.
- ⁵⁾ Eger, Johann Gottfried: Taschen- und Adreß-Handbuch von Fürth im Königreich Bayern. Nürnberg 1819, S. 42f.
- ⁶⁾ Mair/Ott (wie Anm. 4), S. 56f.
- ⁷⁾ Wollner, Hans: Die Quecksilberspiegelbelegen in der Stadt Fürth, in: Deutsche Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege, Bd. 19/3, 1887, S.421ff; hier: S. 426.

- ⁸⁾ Winkler, Ludwig: Statistische Abhandlung der Spiegelglas-Industrie in Fürth von ihrem Entstehen an bis auf ihren heutigen Standpunkt. Fürth 1882, S. 16.
- ⁹⁾ Mair/Ott (wie Anm. 4), S. 55.
- ¹⁰⁾ Pestalozzi-Verlag (Hg.): 150 Jahre Pestalozzi-Verlag. Erlangen 1994, S. 42 u. 44.
- ¹¹⁾ Mair/Ott (wie Anm. 4), S. 53
- ¹²⁾ Fronmüller, Georg Tobias Christoph: Chronik der Stadt Fürth. Fürth 21887, S. VII u. X.
- ¹³⁾ Mair/Ott (wie Anm. 4), S. 48.
- ¹⁴⁾ Zitiert nach Keyßner, Karl: Das Gymnasium Fürth 1896-1950 und seine Vorgeschichte. Fürth 1950, S. 11.
- ¹⁵⁾ Zitiert nach Schraudolph/Fürnrohr (Hg.): Fabriken – Weg in die Moderne. Industrialisierung Mittelfranken 1850-1914. Nürnberg 1994, S. 28.
- ¹⁶⁾ Krentz, E., Öffentliche und private Wohlfahrts-einrichtungen allgemeiner Art in der Stadt Fürth, Diss. Erlangen 1915, S. 19 und 20.
- ¹⁷⁾ StAF, 9/3341.
- ¹⁸⁾ StAF, 9/3265.
- ¹⁹⁾ StAF, 9/3334.
- ²⁰⁾ StAF, 9/3297.
- ²¹⁾ StAF, 9/3302.

Abbildungen:

Die Wiedergabe der Abb. 1, 2, 3, 5, 6 u. 8 mit freundlicher Erlaubnis des Stadtarchivs Fürth. Fotos 4 u. 7: Hans-Georg Ohm

Weitere Literatur:

- Bezold, Peter:* Die Entwicklung der Stiftungen für die Stadt Fürth in Bayern. Masch. Ms. 1960.
- Dennig, Eugen:* Die Ergebnisse der Wohnungserhebung in der Stadt Fürth i. B. Fürth 1907.
- Kerschensteiner, Josef:* Die Fürther Industrie in ihrem Einflusse auf die Gesundheit der Arbeiter. München 1874.
- Marx, Friedrich:* Gewerbe- und Handelsgeschichte der Stadt Fürth., Fürth 1890.
- Ohm, Barbara:* Hochgeachtet und vielgeliebt. Der Rabbiner Dr. Isaak Loewi, in: Werner Heymann, Kleeblatt und Davidstern. Emskirchen 1990, S. 99ff.
- Schönlink, Bruno:* Die Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen und ihre Arbeiter. Stuttgart. o. J.
- Schraudolph, Erhard:* Vom Handwerksort zur Industriemetropole. Industrialisierung in Fürth vor 1870. Ansbach 1993.
- Schwarz, Stefan:* Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten. München/Wien 1980.